

Endstation

Mara Nöthiger

Landschaft zieht vorbei, Sonne blendet durch die staubige Scheibe. Vor ihm laufen die Schienen schier ins Endlose. Er mag dieses Gefühl von Beständigkeit, mit dem der tonnenschwere Koloss auf vorbestimmtem Pfad gleitet. Mit geübtem Auge kontrolliert er die Anzeigen auf dem Display und die farbigen Lämpchen. Alles in Ordnung. Der Mann lehnt sich zurück und seufzt zufrieden. Eine Stimme ertönt von weit her. Eine Stimme? Ja, eine Stimme. Sie sagt: „Guten Morgen, Herr Weber“. Wer ist Herr Weber? Er öffnet die Augen und die Schienen verschwinden.

Natürlich. Herr Weber ist er selbst.

Früher hat Herr Weber immer gesagt, am liebsten würde er eines Tages einschlafen und einfach nicht mehr aufwachen. So im Altersheim vor sich hin zu vegetieren, das könne er nicht. Doch leise und schleichend wie ein Dieb auf Zehenspitzen kommt sie, die Verwirrung. Der Käse? Im Bücherregal. Das Bargeld? Abgehoben und nie mehr gefunden. Wer ist das schon wieder? Ich hätte wo sein müssen? Herr Weber steht mitten im Winter barfuss am Bahnhof. Warum schauen die alle so mitleidig und unsicher?

Herr Webers Reise endet schliesslich im Heim. Das Heim, das soll sein Zuhause werden, denn das alte Zuhause wird geräumt, gereinigt und neu vermietet. Ein paar Stücke aus diesem alten Zuhause stehen jetzt in seinem Zimmer, ein Leben auf zehn Quadratmetern. Herr Weber sitzt also an einem kalten Novembormorgen in ebendiesem Zimmer und schaut aus dem Fenster. Ein Rotkehlchen macht Halt auf dem Fensterbrett, verrenkt neugierig seinen Hals und fliegt sogleich wieder weg. Herr Weber schmunzelt. Er schliesst die Augen und sieht die Vögel auf dem Perron, auf den Strommasten, hört das Rattern der Gleise und riecht den Kaffee im Einwegbecher. Die Bilder nehmen Gestalt an in seiner Erinnerung, wärmen und umhüllen den alten Mann. Als ich sein Zimmer betrete, um ihm die obligaten Morgenmedikamente zu bringen, sind seine Augen hell und wach. „Kommen Sie mich wieder vergiften?“, scherzt Herr Weber. „Sie wissen Bescheid“, entgegne ich und lächle ihn an. Herr Weber hat Humor¹. Wenn ihn nicht Traurigkeit umfängt. Dann sagt er Sätze wie „Meine Welt, die ist vorbei“ und sein Blick ist leer.

¹ Humor kann als Ausdruck verbleibender personaler Ressourcen verstanden werden. Selbst bei fortschreitender Demenz bleibt er häufig als individuelle Ausdrucksform erhalten und verweist auf Kontinuitäten in der Persönlichkeit, die über kognitive Funktionen hinausreichen. Solche erhaltenen Ausdrucksweisen stützen die Annahme, dass Identität auch unter Bedingungen kognitiven Abbaus relational, emotional und leiblich vermittelt bleibt (vgl. Kitwood 1997; Hughes et al. 2006; Kontos 2005).

Essaywettbewerb „Premio Pusterla Medizinethik 2025“ – 2. Preis

Der Zeiger der Wanduhr mit den übergrossen Zahlen kriecht Runden im Kreis. Herr Weber ist nicht mehr allein, neben ihm sitzt sein Enkel. Sein Enkel, der studiert und bald Prüfungen hat. Er erzählt dem Grossvater. Von den Dingen, die er lernen muss. Vom Protest in der Innenstadt. Vom schockierenden Mordfall in den Nachrichten.

Der alte Mann studiert das glatte Gesicht des Jungen, die vertrauten Augen, braun und warm wie seine eigenen. Im Unbestimmten, in einer Art Nebel schwebt er, fast da, fast greifbar: Ein Name zu diesem Gesicht.

Die junge Hand legt sich auf die alte, hält sie fest und der Nebel lichtet sich, Herr Weber sitzt in seinem Zimmer, er hat Besuch. „Du bist ein Guter“, sagt er und lächelt den Namenlosen an. Der Enkel seufzt, eine leise Traurigkeit in seinem Blick. Er verspürt Mitleid für den alten Mann im Rollstuhl, abgestellt und vergessen. Am Rand. Herrn Weber interessiert nicht, was in der Innenstadt passiert. Zu viele fremde Worte, zu wenig Kontext. Alles weit weg. Zu weit weg.

Aber die Hand.

Die seine hält.

Die Stimme.

Die mit ihm spricht.

Die ist nah. Vertraut. Herr Weber lächelt.

„So“, verkündet er unmittelbar, „ich muss jetzt los, meine Schicht beginnt bald“. Der Enkel blickt verdutzt, für einen Moment nur, und sagt schliesslich „Dann wünsche ich dir noch eine gute Reise“. Herr Weber nickt und winkt mich heran: „Fräulein, können Sie mir bitte sagen, wie ich von hier zum Bahnhof komme?“.

Herr Weber geht immer noch arbeiten. Zumindest sagt er das, Tag für Tag. Zunächst erkläre ich ihm, dass er im Altersheim wohnt und nicht mehr zu arbeiten hat. Daraufhin wird Herr Weber wütend. Manchmal sagt er dann gar nichts mehr. Manchmal kippt er aus Protest den Medikamentenbecher oder das Wasserglas um. Mit der Zeit lerne ich, ihm seine Realität nicht abzusprechen: Ich lasse mich darauf ein². Das fühlt sich zuerst falsch an, widerspricht jeglicher Logik. Wenn mir das aber gelingt, muss ich keine Scherben vom Boden aufwischen. Dann gehen Herr Weber und ich auf Reisen. Wir spazieren zur Bushaltestelle, warten

² Das Validieren bei Demenz bedeutet, die individuelle Wahrnehmung und emotionale Realität der betroffenen Person anzuerkennen, auch wenn sie nicht der objektiven Wirklichkeit entspricht. Ziel ist nicht die Korrektur, sondern das Einfühlen, Verstehen und Bestärken. Validierung beruht auf der Haltung, dass jede Äusserung Sinn und Bedeutung trägt. Damit ist sie nicht nur eine Kommunikationstechnik, sondern eine Form von Beziehungs- und Anerkennungsethik: Sie wahrt die Würde, das Selbstgefühl und die personale Integrität des Menschen, gerade in Momenten von Orientierungslosigkeit und Verletzlichkeit (vgl. Feil, 2003; Kitwood, 1997).

Essaywettbewerb „Premio Pusterla Medizinethik 2025“ – 2. Preis

schweigend oder sprechen über Gott und die Welt, so lange, bis Herr Weber keine Anspannung mehr verspürt, keinen inneren Drang mehr, irgendwas erledigen zu müssen, ohne genau zu wissen, was das ist. „Ich muss zur Arbeit“ ist seine Art zu sagen: Nimm mich ernst. Gib mir etwas zu tun. Herr Weber ist dann noch jemand.

Jemand mit Vorlieben. Und Abneigungen. Erinnerungen. Einer Meinung. Herr Weber weiss, welches Hemd ihm heute gefällt. Er weiss, ob er lieber Radio hören oder schlafen möchte. Ob er genug hatte von seinem Besuch oder noch nicht. Diese Entscheidungen machen für Herrn Weber den Unterschied zwischen gelenkt werden und den Hebel selbst in der Hand haben. So wie jetzt, wo er den Weg zum Bahnhof wissen möchte. Ich schiebe den Rollstuhl aus der Stube Richtung Cafeteria – wir machen uns auf den Weg.

Es ist Abend. Herr Weber trägt einen karierten Pijama, seine Einlage habe ich eben gewechselt, durch das gekippte Fenster zieht ein kühler Luftzug. Der alte Mann hat die Decke bis zur Brust gezogen, die Brille und das Hörgerät liegen auf dem Nachttisch. Er blickt an die Wand, sieht die verschwommenen Gesichter und Orte in den eingerahmten Bildern. Herr Weber schliesst die Augen: Vogel auf dem Fensterbrett, Besuch, warme Hand, Kaffeetasse.

Stimmen. Frische Luft.

Ich beobachte sein friedliches Gesicht, die Augen jetzt geschlossen, der Brustkorb senkt und hebt sich regelmässig. Ich frage mich, wie es wohl ist, in seiner Haut zu stecken. Er will nicht hier liegen, angewiesen darauf, dass ich ihn wasche, kämme, anziehe und im Rollstuhl von einem Ort zum anderen schiebe. Aber wer will das schon? Es geht wohl nicht lediglich darum, was wir wollen. Es geht vielleicht viel mehr darum, wie wir mit dem umgehen, was sich uns ergibt. Darum, dass Menschen wie ich Menschen wie ihm mit Respekt begegnen, sie wahrnehmen und ihrem Erleben einen Platz geben in einer Welt, die nicht dafür ausgelegt ist. Auch wenn diese Etappe die letzte ihres Lebens sein wird – sie findet statt. Sie wird gelebt und gespürt und trägt eine Bedeutung. Herr Weber weiss nicht, dass heute Mittwoch war.

Aber er weiss, dass mit ihm heute gesprochen wurde, dass er berührt wurde, dass sich jemand für ihn interessiert hat. Er schmeckt den Kaffee und sieht das Rotkehlchen in derselben Intensität wie früher. Nichts davon ist zu klein, um eine Wirkung zu haben³.

³ Die Care-Ethik nach Carol Gilligan versteht moralisches Handeln nicht primär als Befolgen universeller Regeln, sondern als Antwort auf konkrete zwischenmenschliche Bedürfnisse in Beziehungskontexten. Im Zentrum stehen Einfühlung, Fürsorge, Verantwortlichkeit und das Vermeiden von Verletzung. Moralisches Urteilen entsteht hier nicht durch Abstraktion und Distanz, sondern durch Zuwendung und das Wahrnehmen von Abhängigkeit und Verletzlichkeit des anderen. Fürsorge ist dabei kein passives Helfen, sondern ein aktiver, dialogischer Prozess, der auf Zuwendung, Wahrnehmen und Anerkennen gründet (vgl. Gilligan, 1982: *In a Different Voice*).

Essaywettbewerb „Premio Pusterla Medizinethik 2025“ – 2. Preis

Der Zug drosselt die Geschwindigkeit, kommt langsam zum Stehen. Herr Weber führt die notwendigen Schritte automatisch aus, sichert die Bremsen, aktiviert den Zugschluss. Er trinkt den letzten Schluck Kaffee, setzt seine Schirmmütze auf und steigt auf den Bahnsteig hinunter. Ein Windstoss weht ihm entgegen, die Sonne wärmt seine Wangen. Herr Weber schliesst die Kabinentür und lächelt.

Endstation.